

Wolfgang Schulz

Das sich verzehrende Feuer der Zeit

Gedichte

ATHENA-Verlag

PROLOG

Gedichte enthalten formal und inhaltlich Gedanken,
verdichtete Gedanken in Sprache gegossen.

»Alles, was nicht Gedanke ist, ist das reine Nichts, weil wir nur den Gedanken denken können, und weil alle Worte, über die wir verfügen, um von den Dingen zu sprechen, nur Gedanken ausdrücken können; zu sagen, dass es etwas anderes gibt als den Gedanken, ist also eine Behauptung, die gar keinen Sinn haben kann.

Und doch – seltsamer Widerspruch für die, die an die Zeit glauben – zeigt uns die geologische Geschichte (der Erde), dass das Leben nur eine kurze Episode zwischen zwei Ewigkeiten des Todes ist, und dass in dieser Episode selbst der bewusste Gedanke nur einen Augenblick gedauert hat und dauern wird. Der Gedanke ist nur ein Blitz inmitten einer langen Nacht.

Aber dieser Blitz ist alles.«

*Henri Poincaré – Der Wert der Wissenschaft, Seite 209,
Deutsch von E. und H. Weber, Leipzig 1906*

Die kleine Einsamkeit

Am sonnigen Sonntag
in den Straßen der Stadt
schwitzender Asphalt
hungrig und satt.
Der wäscht seinen Rücken
allein, der zu zweit.
Das ist die kleine Einsamkeit.

Am offenen Fenster
weht Staub und der Wind
in den unteren Etagen
bellt der Hund, schreit ein Kind.
Der frühstückt alleine,
und der zu zweit.
Das ist die kleine Einsamkeit.

Am dämmernden Abend
scheint müde der Mond.
Ein Hörspiel im Radio
ein Buch wie gewohnt.
Der schläft alleine
und der zu zweit.
Das ist die kleine Einsamkeit.

In schlaflosen Nächten
bis der Milchhimmel tagt
in gegrabenen Schächten
durch Fragen zernagt.
Der liebt den Sommer und der, wenn es schneit.
Das ist die kleine Einsamkeit.

Was hält uns hier und jetzt zusammen?

Wo wir schon längst nicht mehr die Zukunft lesen ...

Erinnerungen, Zeiten, die gewesen,
ein Glück im Glas, ein Schatten und verspielte Flammen.

Wir sind nicht mehr, wir werden nicht mehr werden,
wenn die Erinnerungen faulen, modern,
und alles Fürchten, Wünschen, Lodern,
sich setzt, zersetzt zu neuen Erden.

Wer weiß, ob wir einander dann noch kennen,
wenn wir uns so geschehen lassen.

Wir werden uns mit andren Namen nennen,

in andren Leibern lieben und verbrennen
und eines Tages in die aschne Erde fassen
und nicht mehr wissen, wen wir lieben, wen wir hassen.

China

Nach zwei Wochen beginne ich dieses Land China
gern zu haben mit seinen Menschen,
aber ich kann nicht sagen,
dass ich es liebe wie ich es vielleicht gesagt hätte,
als ich es noch nicht gesehen hatte,
und obgleich viel Vorgestelltes und Angelesenes,
zerplatze und in Luft sich auflöste,
gehe ich gern zwischen seinen Menschen durch die Straßen,
freilich als Fremder, aber immer entfremdeter,
bis ich mich heimisch fühlen werde,
irgendwann und irgendwo auf dieser kleinen Erde,
vielleicht gerade hier, wo ich sitze und schreibe.

So ist das mit der Liebe.

Und jetzt frag bloß nicht wie!

Gewittergrollen, fernes Gepolter.
Senkrecht der Rauch vor die Wolkenwände.
Der Nachmittag dunkelt sich ein.
Ein Windhauch raucht vorüber.
Blitzgezwitzcher zwischen Wolkenritzen.

Die späte Nacht, der frühe Abend.
Der schwarze Wald, das milde Blau,
und zwischendrin der Wünsche grau
Schattierungen, Gedanken schabend.

Die kurze Zeit, so wenig Licht.
Wir huschen hin, wir sind noch da,
noch sprechen Wir und sagen ja.
Es drängt und drängt – noch nicht, noch nicht.

Das Blau wird schwarz, der Wald wird mild
und hüllt uns mit dem Duft der Erde
und bald mit zögernder Gebärde

deckt uns das Laub mit süßer Fäulnis
und träumt uns fort von Bild zu Bild
zu eines Nichts Versäumnis.

Die Tage schleichen verschlichen ins Dunkle:
Vergangenheit, Erinnerungslämpchen glimmen.

Deine Nähe ist weit wie die See.
Weich geknüpft Netze, die Wasser durchziehend.
Deine Ferne spinnt Silberfäden über die Erde,
verwoben mit den Strahlen der Sonne.

In wie vielen Netzen wir schweben ohne zu fallen,
der Wind kühlt die Haut, das Licht wärmt das Blut.

Unser Reden verwebt uns miteinander
und wir schweben und schwimmen durch die Jahrtausende.

Sprich zu mir, wenn ich sterbe!

Der Tod des Zwischen

Wer fragt nach dir, wer fragt nach mir.
Wir gehn im fahlen Licht des Tages,
die dunkle Sonne wirft ein Vages,
an Schatten erdwärts, dort und hier.
Die Dämmerung löst in uns das Tier.
Und sind wir müde des Gejages,
nach Lust und Zittern, wächst ein zages,
noch nie gehörtes Lied in dir.
Beischläfig schluchzt ein Kind in mir,
beiläufig tötest du das Leben,
in mir, in dir, wozu dann wir?
Wozu des Lebens Teppich weben?
Wir hoffen um der Hoffnung Willen,
und füttern unsre eigenen Grillen.

Maikäfer flieg

Frühjahr Neunzehnhundert-fünfundvierzig, fünfjährig,
der kleine Berliner Junge auf der geteerten Georgstraße,
oder unterm Schutzdach im Sommergewitter,
draußen im Regen und barfuß in warmen Pfützen ...

Was immer das Leben versprach,
noch versprechen konnte.
Der Frieden – was war das?
Mit der Großmutter am Fenster, die bedeutete,
es seien im Frieden die Schaufenster voll
von Schokolade – Was ist das?

Der Kolonialwarenladen von Frau Zornemann
war mit Brettern vernagelt.
Und immer pfeifend ein Lied auf den Lippen:
»Im Leben geht alles vorüber,
im Leben geht alles vorbei,
erst weinst Du, dann lachst Du darüber ...«

Die zusammengepferchten Erwachsenen weinten.
Wozu?
Auf dem Arm eines Russen,
der ein Stückchen Schokolade schenkte.
Läuse im Haar, die mit Essig gewaschen.

»Schau nicht solange in die Sonne, du wirst sonst blind!«
Und im Nexus des Krieges gefragt:
»Dann bin ich ein Blindgänger, oder?«
Fünfjährig,
unter dem feuerroten Himmel der brennenden Stadt Berlin.

Und die Blasen der Erinnerung zerplatzten
hoch hinauf in die infernale Feuersbrunst,
welche Möbel und Menschen in die Luft wirbeln ließ.
Das Weltende – tief eingebrannt in die Kinderseele.

Ach »Maikäfer flieg, dein Vater ist im Krieg,
deine Mutter ist in Pommerland,
Pommerland ist abgebrannt,
Maikäfer flieg.«

Ankunft in Lijiang

Abends senkt sich der Flieger,
langsam zwischen die schwarzen Berge.
Schwarz glüht die Sonne auf,
verbrennt am Horizont.
Erwartet werden, auch das ist gut.
Die Kälte kriecht nachts in die Beine hinein.

Ein Pochen im Kopf, noch pocht das Herz
von Pillen besänftigt.
Die kleine Angst ängstigt mich.
Ein neuer Tag.
Und wieder müht die Sonne sich über die Berge
und erste Sonnenstrahlen im Gesicht.

Im Gewimmel der Menschen gelaufen,
durch enge Gassen geschlängelt.
Jeder Erdentag löst und versöhnt der Feuerball,
bläst vielsagend Winde über die Berge und das Wasser,
schleifende Kreise die den Erdball umrunden.
Ach, wir kleinen Hyperbeln
aus der Unendlichkeit in die Biegung einer gelebten Endlichkeit,
sich wieder verlierend ins Unendliche.
Verloren im offenen Widerspruch: in unendlicher Endlichkeit.

Felicitas

Wundersam. – Und kam die Stunde,
stand die Welt mit ihren Bildern.
Eine lange Nacht zu mildern,
löste sich ein Hauch vom Munde.

Löste dich und mich vom Bunde.
Tränen auch verklärt die Augen.
Wundersam in Blütenstauben,
ganz im Duft der Frühlingsfunde.

Laute in den Lüften klangen.
Keiner, nur die Stille nahm
Wechselfarben von den Wangen.

Und die Wellen mit den Lichten
brachen sich in Glasgesichten.
Weiß geflutet. – Wundersam.